

Von der Waffenschmiede zum Kunstzentrum

Die Geschichte des Hallenbaus der ehemaligen Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken in Karlsruhe

Noch in den achtziger Jahren war der sogenannte Hallenbau A selbst unter Karlsruhern kaum ein Begriff. Obwohl mit seinen 312 Metern Länge, 54 Metern Breite und 25 Metern Höhe mit Abstand größer als alle öffentlichen Gebäude der Stadt, fristete er als Teil des Geländes der Industriewerke Karlsruhe-Augsburg ein weitgehend unbeachtetes Dasein, zur Brauerstraße hin versteckt hinter ausgedehnten Werkhallen, auf der Westseite an der Lorenzstraße begrenzt von einem wenig attraktiven, ungeordneten Gebiet mit kleinen Gewerbebetrieben zwischen verwilderten Kleingärten. Der ungepflegte Zustand mit bröckelndem Putz und schmutzigen Fenstern trug außerdem dazu bei, dass der riesige, langgestreckte Baukörper von denen, die ihn überhaupt wahrnahmen, als Schandfleck angesehen wurde, der möglichst bald aus dem Stadtbild verschwinden sollte.

Heute, keine zwanzig Jahre später, ist der Hallenbau zu einem Aushängeschild für Karlsruhe geworden. Nach abgeschlossenem Um- und Ausbau für das Zentrum für Kunst und Medientechnologie, das Museum für Neue Kunst, die Städtische Galerie und die Staatliche Hochschule für Gestaltung ist er zu einem Ort aktueller Kulturaktivitäten von überregionaler Ausstrahlung avanciert, Mittelpunkt eines neu entstandenen Quartiers mit attraktiven Neubauten. Lässt man diese Zeitspanne Revue passieren, so bietet sich einem ein Musterbeispiel dafür, wie ein Stück unserer gebauten Umwelt nach und nach ins Blickfeld der Öffentlichkeit gerät, als bedeutendes Kulturdenkmal erkannt und schließlich akzeptiert wird, trotz der Probleme, die dieses in jeder Hinsicht außerge-

wöhnliche Bauwerk aufgrund seiner Dimensionen und seines räumlichen Zuschnitts verursachen musste.

Den ersten Schritt hin zu einer Neubewertung machten die Stadtplaner in der Verwaltung, die nach der Verlagerung der Fabrik im Rahmen der ersten Entwürfe zur städtebaulichen Neuordnung des Gesamtareals westlich der Brauerstraße in den frühen achtziger Jahren über die Zukunft des Baues nachdachten. Freie Architekten und Studenten untersuchten mehrfach Möglichkeiten einer sinnvollen Umnutzung, ohne jedoch eine wirklich überzeugende Lösung zu finden, nachdem sich die sicherlich ideale Unterbringung des Landesmuseums für Technik und Arbeit, das dann aber in Mannheim angesiedelt wurde, zerschlagen hatte. In der Folge beschäftigten sich auch die Denkmalbehörden mit dem Bau, der nun als Kulturdenkmal eingestuft wurde. 1985 machte sich der Denkmalrat des Landes Baden-Württemberg nach einer Besichtigung für den Erhalt stark, und 1990 endlich beantragte das Landesdenkmalamt beim Regierungspräsidium die Eintragung in das Denkmalsbuch.

Dutzende von Artikeln, nicht nur in Karlsruher Tageszeitungen, dokumentieren, wie parallel dazu Öffentlichkeit und Politiker den Bau „entdeckten“ und ihrerseits entscheidend zur Meinungsbildung beitrugen. Ganz wesentlich war dabei einerseits das in ganz Europa gewachsene Interesse an historischer Industrie-architektur und deren Umnutzung, andererseits die Tatsache, dass sich der Hallenbau nach Abbruch der verwinkelten Fabrikanlagen an Brauer- und Gartenstraße keineswegs als hässliches Monstrum, sondern als eine – wenn auch

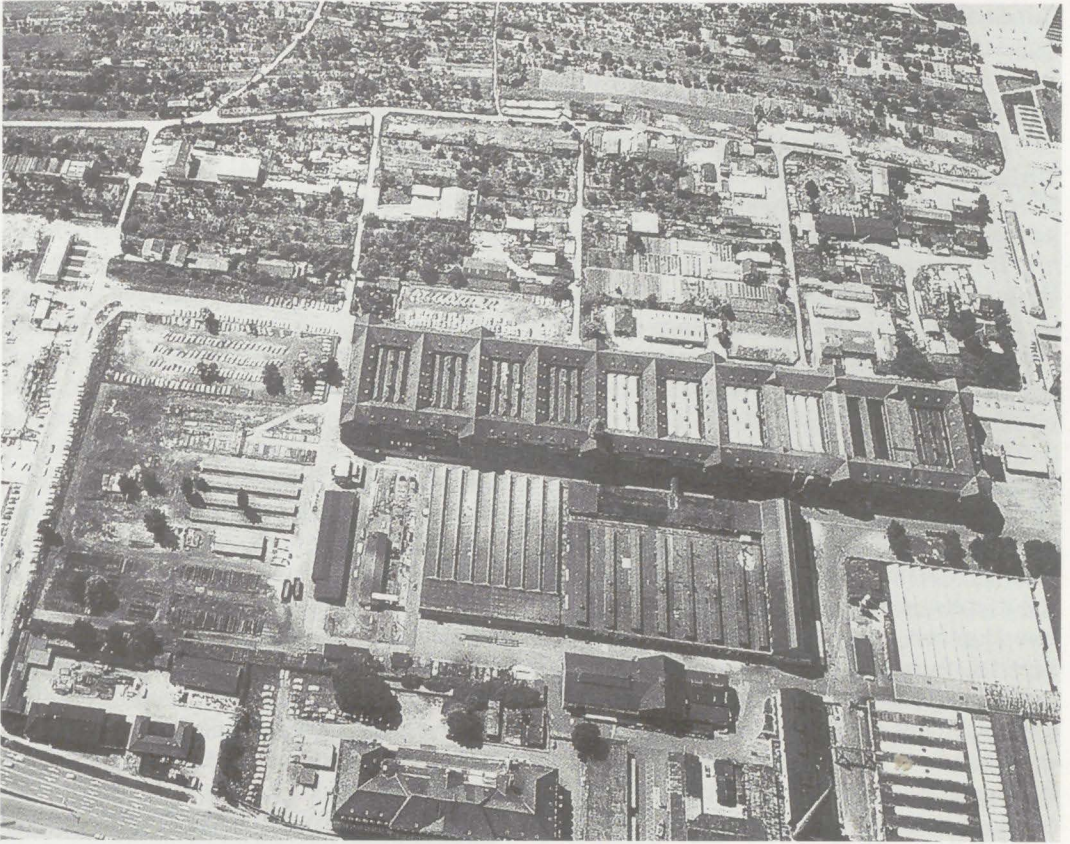


Abb. 1: Luftaufnahme des IWKA-Areals in den 60er Jahren. In der Bildmitte der Hallenbau zwischen Werkshallen und Kleingärten.

ramponierte – städtebaulich eindrucksvolle Kulisse zu erkennen gab. Darüberhinaus machten Künstler, die sich mehr oder weniger legal des weitgehend leerstehenden Großbaus bemächtigt hatten, mit ihren Veranstaltungen und Ausstellungen auf die architektonischen und atmosphärischen Werte des Gebäudeinneren aufmerksam, vor allem 1989 mit der gemeinsamen Aktion „99,9% aus leerem Raum“. So mancher Besucher staunte über die selbst Ortskundigen bislang unbekanntem Raumeindrücke mit überraschenden Perspektiven durch einen endlos scheinenden Stützenwald und die Abfolge von hellen Lichthöfen und dunkleren Raumzonen, die geradezu an die Phantasien eines Piranesi erinnerten.

Eines wurde in den Jahren um 1990 jedoch auch klar: Die Bedeutung des Hallenbaus kann sich nicht allein aus der Anschauung, aus den räumlichen und ästhetischen Dimensionen

erschließen, sondern sie liegt auch in der besonderen Historie des Ortes. Diese war weitgehend vergessen, wahrscheinlich sogar verdrängt worden, spiegelt sich doch in ihr durch die enge Verknüpfung mit dem Thema Rüstung und Krieg ein nicht gerade angenehmes, wenn auch zentrales Kapitel neuerer deutscher Geschichte, das erst allmählich wieder ins Bewußtsein rückte.

Die Anfänge der Bebauung in diesem Bereich südwestlich des Stadtzentrums gehen zurück bis in die wirtschaftliche Aufbruchphase der Gründerjahre des Kaiserreichs. Bald nach dem Ende des Deutsch-Französischen Krieges erwerben zwei ehemalige Offiziere zusammen mit einem Kaufmann Grundstücke am westlichen Gartenweg, der heutigen Gartenstraße. Das Areal liegt damals außerhalb der Bebauung von Karlsruhe, gehört zu diesem Zeitpunkt sogar noch zur Gemarkung der selbstständigen

Gemeinde Beiertheim. Die drei Unternehmer gründen hier 1872 eine Fabrik, die bereits vier Jahre später in der Lage ist, täglich 30 000 bis 50 000 Patronenhülsen herzustellen. 1878 kauft Wilhelm Lorenz, drei Jahre zuvor als Ingenieur eingetreten, die Firma. Er ist ein typischer Aufsteiger im wilhelminischen Deutschland, der aus kleinen Verhältnissen stammend mit Erfindergeist, Spekulationsgeschick und Hartnäckigkeit vom Schmiedegesellen zum Industriellen avanciert. Unter seiner Leitung wird die Deutsche Metallpatronenfabrik Lorenz, wie die Fabrik nun heißt, zum Großunternehmen der Waffenbranche. Er steigert durch neue, selbst entwickelte Techniken die Patronenfabrikation für Handfeuerwaffen bis 1883 auf 500 000 Stück pro Tag. Produziert werden daneben jetzt auch Geschützhülsen, scharfe Munition und vor allem von Lorenz selbst entwickelte Maschinen zur Herstellung von Munition, nach denen in diesen Zeiten imperialistischer Expansionspolitik im In- und Ausland größte Nachfrage besteht. Geliefert wird nicht nur innerhalb des deutschen Reiches, sondern auch nach Österreich-Ungarn, Italien und England. Die Aufrüstung des türkischen Heeres ist 1887 der größte Auftrag: 100 000 Kisten Munition müssen in kürzester Zeit produziert werden. Kein Wunder, dass sich die Fabrikanlagen von der Gartenstraße aus

immer weiter nach Süden in das Beiertheimer Feld hinein ausdehnen.

1889 verkauft Lorenz sein Werk für die damals ungeheuerere Summe von 5 Millionen Mark. Das Unternehmen wird in der Folge Teil einer weitgespannten Aktiengesellschaft, den „Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken (DWM)“ mit weiteren Werken in Berlin, Oberndorf am Neckar und Düren sowie mit Beteiligung an einer Reihe ausländischer Fabriken von Ungarn bis Frankreich. Weitere Außenstellen auf heutigem Karlsruher Stadtgebiet sind die Zündhütchenfabrik in Wolfartsweier sowie die Entwicklungswerkstätten mit Versuchsschießgelände in Grötzingen. Vor dem Ersten Weltkrieg bildet das Firmengelände bereits ein ganzes Quartier, das inzwischen auf der Nord- und Ostseite von der Wohnbebauung der Südweststadt umfassen wird. Es ist eine Ansammlung von vornehmlich eingeschossigen Hallen unterschiedlichster Konstruktionsweise ohne jeden gestalterischen Anspruch, gegliedert nur durch die Fluchten, die das Straßenraster der Südweststadt auf dem Werksgelände fortsetzen – eine städtische Bauauflage, gegen die sich der Konzern über Jahre hinweg vergeblich zu wehren versuchte.

Die gewaltigste bauliche Expansion sollte freilich der Erste Weltkrieg bringen. Unmittelbar nach Kriegsausbruch im August 1914 wird

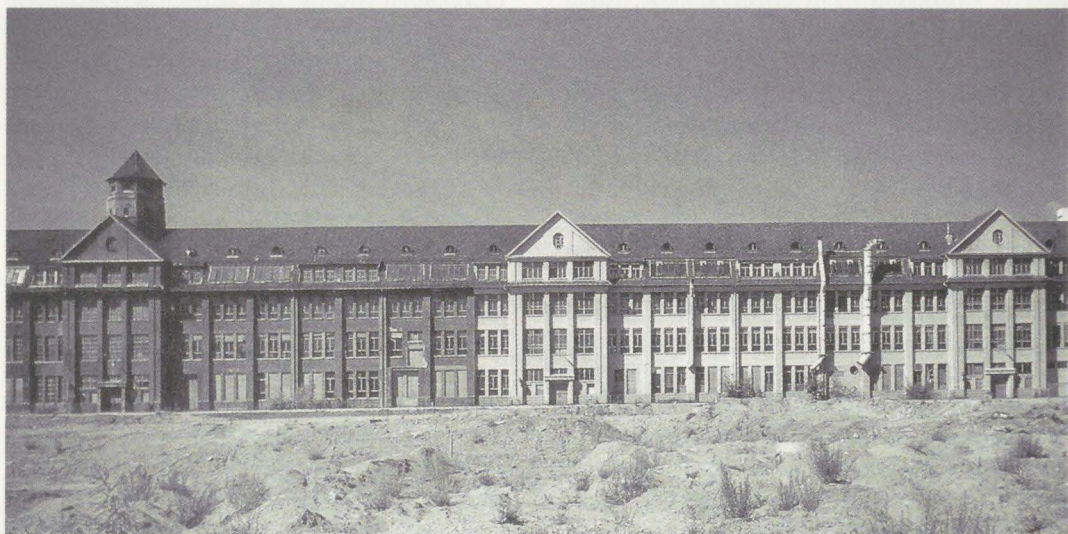


Abb. 2: Teil der Ostfassade des Hallenbaus nach Abbruch der übrigen Bauten am Anfang der 90er Jahre

die Fertigung – entsprechend langfristigen Verträgen mit Heer und Marine – ausschließlich auf die Bedürfnisse des Militärs umgestellt. Die ins Feld einrückenden Arbeiter werden nun verstärkt durch Frauen an den Werkbänken ersetzt, die in Tag- und Nachtschichten die ununterbrochen laufenden Maschinen bedienen. Im Frühjahr 1915 beträgt die Fertigung, wie die Firmenchronik von 1939 berichtet, in den DWM-Fabriken zusammen pro Tag bereits durchschnittlich „1400 Infanteriegewehre, 700 Parabellum-Pistolen, 10 Maschinengewehre, 2 000 000 Infanteriepatronen bzw. Patronenelemente, 10 000 Granaten, 5000 Granatzünder, 10 000 Kartuschhülsen u. a.“. Als sich jedoch abzuzeichnen beginnt, dass nicht wie 1870/71 mit einem schnellen Sieg über Frankreich zu rechnen ist und sich stattdessen bislang nie gekannte Materialschlachten ankündigen, werden nochmals immense Produktionssteigerungen in Angriff genommen, die die Errichtung von ausgedehnten Neubauten unumgänglich machen. Angesichts der immensen Investitionen, die dafür notwendig sind,

ringt die Firma dem Staat als Sicherheit für eine adäquate Weiterbeschäftigung nach Kriegsende den sogenannten „Milliardenvertrag“ ab. Er beinhaltet die Zusage der obersten Heeresverwaltung für die Abnahme von 1,2 Milliarden Patronenhülsen nach einem Friedensschluss, den sich die Vertragspartner natürlich nur mit einem deutschen Sieg vorstellen können.

Der Stadtplan von 1917 zeigt die hinzugekommenen Neubauten, die in diesem Jahr aber noch nicht fertiggestellt sind: Als gigantische Produktionsstätte den Hallenbau A, der damals schon den noch heute gebräuchlichen Namen erhält, ein neues Kesselhaus B, die Erweiterung der Schreinerei C sowie schließlich das Wohlfahrtsgebäude D, das spätere „Blicker-Gebäude“ an der Brauerstraße. Die Bauanträge datieren vom März 1915, mit den Arbeiten wird unmittelbar danach begonnen und dauern gut drei Jahre, eine Zeit, in der es in Karlsruhe sonst keine Baustellen gibt, sind doch alle nicht kriegswichtigen Vorhaben wegen Material- und Arbeitskräftemangel eingestellt. Es zeugt indes von der Ironie der Geschichte, dass die neuen Anlagen erst kurz vor der deutschen Kapitulation im Herbst 1918 voll betriebsbereit sind und so keine entscheidende Rolle mehr im Kriegsgeschehen spielen können.

Eigentlich würde man von Bauten, die unter solch widrigen Umständen entstehen, einer in der Hierarchie der Bauaufgaben eher gering geschätzten Funktion dienen und zudem für ein städtebaulich indifferentes Umfeld geplant sind, keinen besonderen architektonischen Anspruch erwarten. Tatsächlich zeichnen sich Munitionsfabriken, selbst wenn sie – wie etwa die früheren DWM-Bauten in Karlsruhe – in Friedenszeiten errichtet worden waren, eher durch eine improvisierte Bauweise aus. Hier ist indes genau das Gegenteil der Fall. Sowohl beim Hallenbau wie auch beim Wohlfahrtsgebäude ist das im Hinblick auf die Vorgaben von Flächen und Volumen geradezu gigantische Bauprogramm auf stringente Weise in durchdachte Architektur umgesetzt.

Platzsparend und effektiv werden die Produktionsflächen nicht – wie zuvor auf dem Werksgelände – in eingeschossigen Oberlichthallen untergebracht, sondern auf vier Ebenen übereinander in einem einzigen Baukörper, der

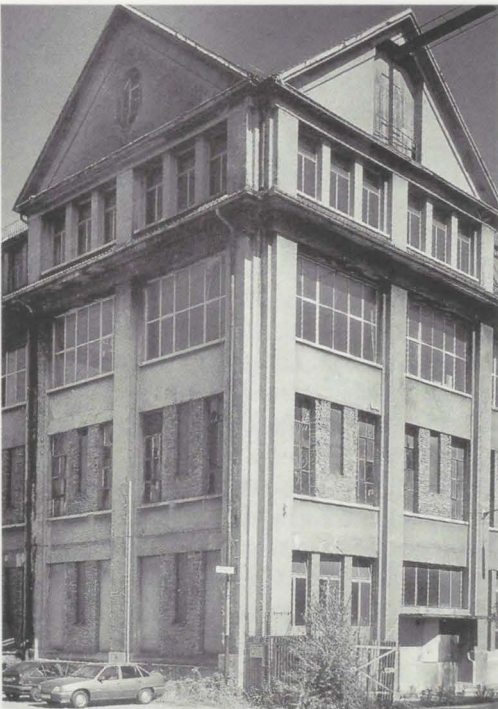


Abb. 3: Südwestecke des Hallenbaus vor Beginn der Sanierungsmaßnahmen Anfang der 90er Jahre

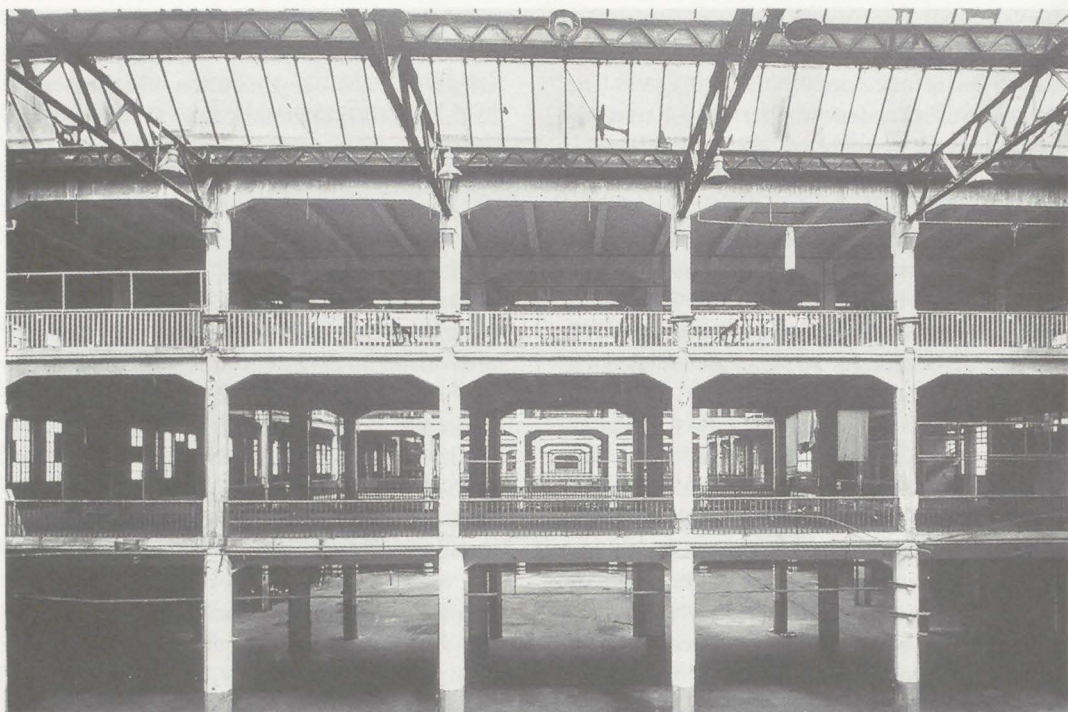


Abb. 4: Das Innere des Hallenbaus vor Beginn der Umbauten Anfang der 90er Jahre

in seinen Dimensionen vom einzelnen Menschen kaum erfasst werden kann. Der Hallenbau setzt sich in Grund- und Aufriss aus immer gleichen Strukturen zusammen, deren konsequente Konstruktionsweise als Betonskelett damals zwar nicht neu, aber in dieser Größenordnung wegweisend innerhalb des zeitgenössischen Ingenieurbaus ist. Eine ausreichende Belichtung der Tausende von Arbeitsplätzen wird nicht allein durch die für jene Zeit außerordentlich weit gehende Durchfensterung erreicht, sondern auch durch die zehn Lichthöfe, die zudem die Aufgabe haben, Raum zu bieten für notwendige Großmaschinen und die vertikalen Schwertransporte per Kran von Stockwerk zu Stockwerk. Auch sonst sind funktionale Gesichtspunkte optimal berücksichtigt, sei es die An- und Abfahrt der Materialien über eine Schienenbahn längs durch das gesamte Bauwerk, sei es die Erschließung des Baues für die Beschäftigten, die über Außentreppen an der Ostfassade zunächst zu den Umkleideräumen im Kellergeschoss geleitet wurden, um dann über die sechs innen gelegenen Treppenhäuser zu ihren Arbeitsplätzen zu gelangen.

Visionen futuristischer Arbeitswelten, wie wir sie etwa aus Fritz Langs „Metropolis“ kennen, scheinen hier fast ein Jahrzehnt vor diesem epochemachenden Film schon Realität angenommen zu haben.

Beim äußeren Erscheinungsbild ist trotz allen Verzichts auf Dekor größter Wert auf qualitätsvolle Form bis ins Detail gelegt. Aus dem Thema der monotonen Reihung und dem Einsatz von Motiven wie Wandpfeiler, Gesims oder Dreiecksgiebel spricht die Sprache eines vereinfachten Neoklassizismus, bei dem Ingenieurform und architektonische Gestaltung bruchlos zusammengehen. Die Kaschierung von Technik mittels dekorativer Fassaden, wie damals im aufwendigeren Fabrikbau üblich, findet man hier nicht. Proportionierung und Gliederung der Baumassen, ein bewusster Einsatz der Materialien Beton, Putz, Glas und Ziegel sowie eine einheitliche Detailausbildung zeugen von überdurchschnittlicher Qualität. Es ist eine homogene Funktions- und Formqualität, wie sie der 1907 gegründete Deutsche Werkbund als Leitbild propagierte und die in der Forschung bislang vor allem mit den Bauten in Verbindung

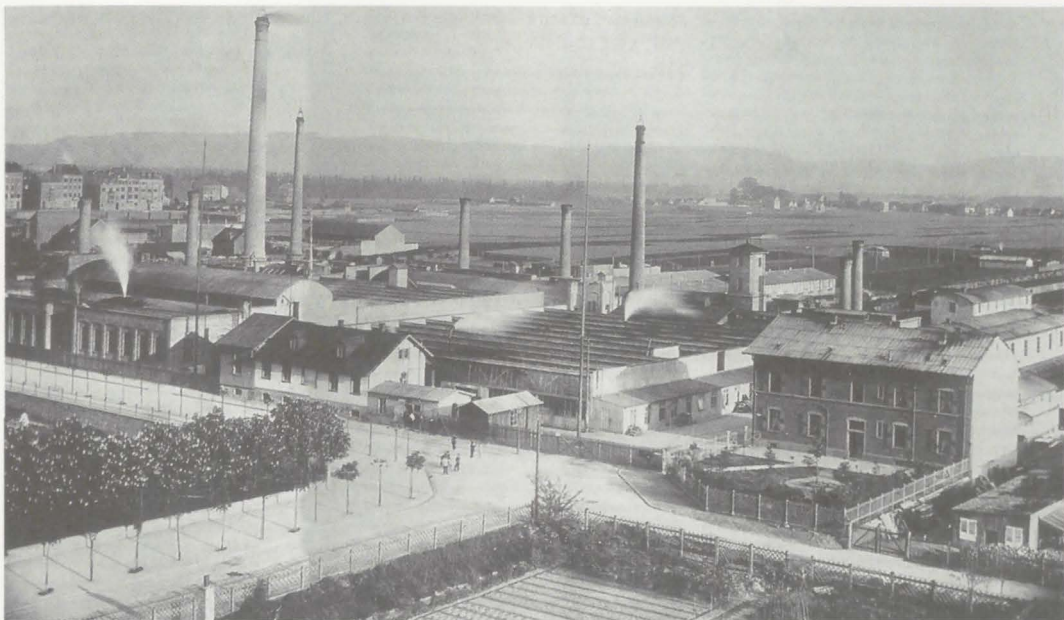


Abb. 5: Blick von der Gartenstraße auf das Fabrikgelände der Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken um 1890

gebracht wird, die Peter Behrens in der Vorkriegszeit als Dokumente einer neuen Industriekultur für die AEG in Berlin errichtete.

Der Hallenbau allein kann historisch nur richtig verstanden werden, wirft man auch einen Blick auf das seit 1995 leider nicht mehr existierende ehemalige Wohlfahrtsgebäude, das unter der Bezeichnung „Blicker“ vor einem Jahrzehnt in der öffentlichen Diskussion von sich reden machte. Es war gleichzeitig mit dem Hallenbau auf der östlichen Seite des Firmengeländes an der Brauerstraße errichtet worden, in der Ausrichtung deutlich auf diesen bezogen. Es war ein Bauwerk, das im Souterrain ausgedehnte Wasch- und Badeeinrichtungen zur Verfügung stellte, vor allem aber konnten in ihm auf zwei Etagen bis zu 3500 Arbeiter und Arbeiterinnen gleichzeitig verköstigt werden, ein bauliches Zeugnis für die Anstrengungen in der letzten Phase des Kaiserreichs, den immer offener zu Tage tretenden Spannungen innerhalb der Gesellschaft mit sozialer Fürsorge die Brisanz zu nehmen. Deutlicher als beim Hallenbau, der Stätte der Arbeit, stellen sich bei diesem Sozialgebäude, dem Ort der „Wohlfahrt“, wie es zeitgenössisch hieß, Assoziationen zu historischer Architektur ein: Mit seiner ehrenhofartigen Öffnung hin zum Fabrikgelände, der

Symmetrie, den hohen abgewalmten Mansarddächern, mit Risaliten und Mittelgiebel klingt der Typus des Schlosses an, ohne dass dieser freilich in einem historistischem Sinne kopiert worden wäre.

Federführender Architekt aller dieser während des Ersten Weltkrieges für die Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken in Karlsruhe errichteten Neubauten ist Philipp Jakob Manz, einer jener vergessenen Architekten vom Anfang des 20. Jahrhundert – zu Unrecht vergessen, wie sich allein an diesem Bau erweist. 1861 als Arbeiterkind in eher ärmlichen Verhältnissen bei Nürtingen geboren, arbeitet er nach Maurerlehre und kurzer Ausbildung als Wasserbautechniker an der Stuttgarter Baugewerkeschule zunächst im Büro des Stuttgarter Architekten Otto Tafel. Von 1889 an ist Manz, ohne je einen Studienabschluss erreicht zu haben, als Architekt in Kirchheim unter Teck ansässig, wo er sich mit Bauten für die heimische Textilindustrie in Unternehmerkreisen bald einen guten Ruf erwirbt – der Ausgangspunkt für eine steile Karriere, die ihn an der Schwelle zum neuen Jahrhundert einen großen Schritt nach vorne bringen wird. Manz erkennt die Zeichen der Zeit, siedelt nach Stuttgart über und schafft sich dort ein gut organisiertes Büro

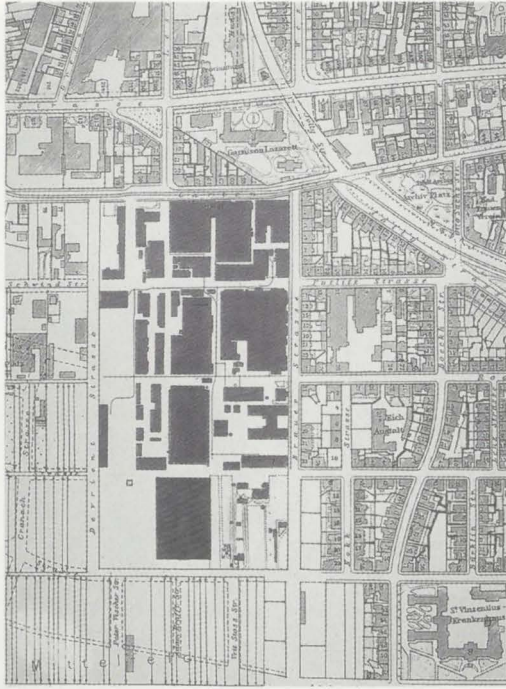


Abb. 6: Lageplan des Geländes der Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken kurz vor dem Ersten Weltkrieg

mit vielen Mitarbeitern, das neben dem Schwerpunkt der Tätigkeit im deutschen Südwesten nach 1905 sogar eine Zweigstelle in Wien unterhält, von der aus Aufträge in Österreich, Ungarn, Böhmen und Schlesien bearbeitet werden. Das Fehlen einer traditionellen akademischen Ausbildung kompensiert Manz auf eine Weise, die an den Topos des amerikanischen „Selfmademan“ denken lässt, mit unkonventionellem Denken und besonderen Fähigkeiten im Management, wie sie dem „Blitzarchitekten“ schon bald nachgesagt werden. Auch wenn einige Fabrikantenvillen und Arbeiterhäuser, eine Schule und ein Hallenbad entstehen, so ist und bleibt doch der Industriebau Manz' eigentliche Domäne. Die innovative Technik des Betonbaus, dem er sich bald verschreibt, wird ihm dabei über Emil Mörsch vermittelt, dem Stuttgarter Betonpionier, zu dem enge Bürokontakte bestehen. Eigene Entwicklungen, wie ein spezielles Sheddachsystem für Werkhallen, werden unter dem Namen Manz patentiert.

Arbeitet das Büro auch weiterhin schwerpunktmäßig für die Textilindustrie, genannt seien nur die Zeltfabrik Stromeyer in Konstanz,

die Trikotagenfabrik Haux in Ebingen oder die Spinnerei und Weberei in Augsburg, so engagieren nach Fertigstellung der Zeppelinwerft in Friedrichshafen ebenfalls 1909 auch immer mehr Unternehmer der Waffenbranche Manz als Architekten. Riesige Werksanlagen für die Mauerwerke in Oberndorf und die Österreichischen Waffenfabriken in Steyr empfehlen ihn nach Kriegsausbruch auch für die Karlsruher Neubauten und den ebenfalls für Rüstungszwecke errichteten Terrassenbau der Uhrenfabrik Jungmans in Schramberg im Schwarzwald. Im

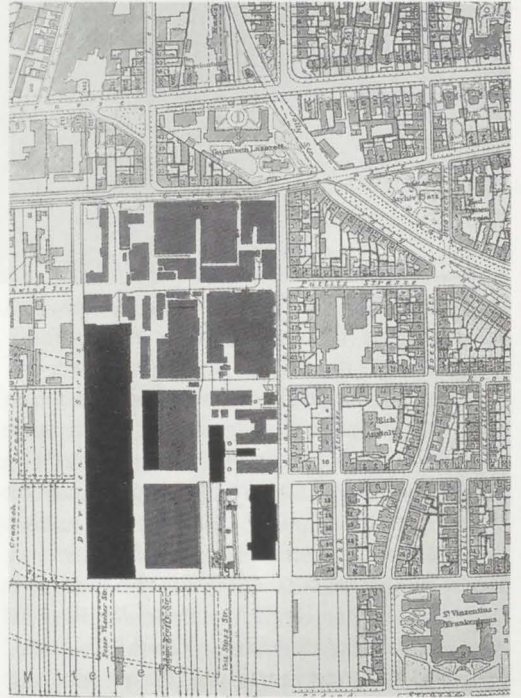
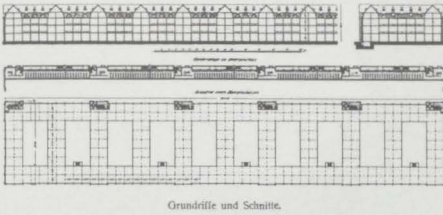


Abb. 7: Lageplan des Geländes der Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken mit den während des Ersten Weltkriegs entstandenen Erweiterungsbauten. Links der Hallenbau, rechts an der Brauerstraße das Wohlfahrtsgebäude.

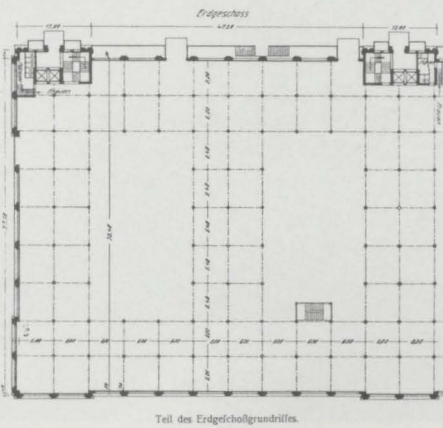
Überblick gesehen, schlägt das bisher bekannt gewordene Œuvre stilistisch einen interessanten Bogen von einem frühen malerischen Späthistorismus über den Neoklassizismus des Hauptwerks bis hin zum Neuen Bauen der späteren Zwanziger Jahre, wie es in der Kammgarnspinnerei in Kaiserslautern zum Ausdruck kommt. Auseinandersetzungen mit dem Werk von Theodor Fischer und Peter Behrens sind dabei nicht

Fig. 37 (zu Fig. 36)



Grundriße und Schnitte.

Fig. 38 (zu Fig. 36)



Teil des Erdgeschossgrundrisses.

Abb. 8: Grundrisschema und Schnitte des Hallenbaus

zu übersehen. Die gegenwärtig in Arbeit befindliche Untersuchung des Gesamtchaffens von Manz durch Kerstin Renz an der Universität Stuttgart wird in dieser Hinsicht sicherlich weitere wichtige Erkenntnisse liefern.

Das Ende des Ersten Weltkriegs mit der Niederlage des Reiches trifft die Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken in ihrer Existenz. Noch vor dem Ende des Jahres 1918 muss die gesamte Fabrikation stillgelegt werden, Tausende von Beschäftigten verlieren ihren Arbeitsplatz. An eine Einlösung der im Milliardenvertrag gemachten Zusagen ist nicht mehr zu denken, nicht zuletzt aufgrund des Versailler Vertrags, der für Deutschland das weitgehende Verbot der Waffenproduktion mit sich bringt. Das Wohlfahrtsgebäude wird an die Stadt verkauft und von verschiedenen gewerblichen Mietern genutzt, der Hallenbau soll nach dem erklärten Willen der Interalliierten Kontrollkommission, die die Überwachung der Entmilitarisierung Deutschlands zur Aufgabe hat, zunächst sogar abgerissen werden. Erst nach der um 1920

durchgeführten Demontage der meisten alten Maschinen verzichteten die Siegermächte auf den Abbruch. In den Jahren der Weimarer Republik werden nun nach Umbenennung der DWM in „Berlin-Karlsruher Industriewerke“ statt Munition Nähmaschinen, Druckknöpfe, Milchkannen und Aluminiumbesteck hergestellt.

Dass vor diesem zeitgeschichtlichen Hintergrund der Hallenbau als Schlüsselwerk der deutschen Architektur der zehner Jahre weder regional noch überregional zur Kenntnis genommen wird, verwundert nicht. Galt während des Krieges für einen Bau dieser Nutzung zur Abwehr von Spionage ein striktes Publikationsverbot, so haben Bauzeitschriften in der Nachkriegszeit keine Veranlassung, ein solches bauliches Zeugnis zerronnener deutscher Großmachtsträume „post festum“ zu präsentieren, zumal die Verbindung von klarer technischer Form und neoklassizistischen Formanleihen in den von Individualismus und Expressionismus geprägten Jahren um 1920 dem allgemeinen Publikumsgeschmack zuwiderläuft. Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang, dass der Hallenbau zwar in Bildern und Plänen Aufnahme in den entsprechenden Band des 1923 erschienen „Handbuchs der Architektur“ findet, dass der Text sich jedoch völlig über Näheres ausschweigt.

Mit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten sollte sich die Situation für die Fabrik grundsätzlich ändern. Im Zuge der Aufrüstung der Wehrmacht wird die Munitionsfabrikation erneut aufgenommen und von Jahr zu Jahr gesteigert. Schon im Juni 1933 wird die Bezeichnung „vormals Deutsche Waffen- und Munitionsfabriken“ dem Firmentitel beigefügt, drei Jahre später der volle Name aus der Zeit des Kaiserreichs wieder eingesetzt. Während des Zweiten Weltkriegs befindet sich, vor allem als nach dem Sieg über Frankreich Karlsruhe aus der gefährlichen Grenznähe gerückt ist, auf dem Areal zwischen Garten-, Brauer- und Lorenzstraße eine der größten Waffenschmieden in Süddeutschland. Der Hallenbau erfüllt jetzt voll jene Aufgabe, für die er im Ersten Weltkrieg konzipiert, aber nicht mehr rechtzeitig fertiggestellt worden war. Im Schichtbetrieb werden rund um die Uhr an endlosen Werkbänken und lärmenden Maschinen vor allem Geschütze und Geschützteile, Flakgeschütze,



Abb. 9: Die Westfassade des Hallenbaus an der heutigen Lorenzstraße vor dem Zweiten Weltkrieg

Kraftstoffbehälter, Heizgeräte und Pumpen für Militärzwecke hergestellt. Die Munitionsproduktion spielt im Vergleich eine eher sekundäre Rolle, dennoch verlassen 1944 Monat für Monat 2,5 Millionen Geschosse die Fabrik.

Ein Heer von Arbeitern und dienstverpflichteten Frauen sind hier eingesetzt, aber auch Tausende von Fremdarbeitern, hauptsächlich Polen und Sowjetbürger, die unter bedrückenden Bedingungen in Baracken oder provisorischen Unterkünften in Gasthaussälen im nahen Bulach und Beiertheim einquartiert sind. Luftangriffe treffen das Gelände, doch halten sich die Bombenschäden in Grenzen, nicht zuletzt aufgrund der Anstrengungen der bei dieser kriegswichtigen Einrichtung besonders gut organisierten Wehr. Teilweise vermauerte Fenster zeugten lange von den notdürftigen Reparaturmaßnahmen, mit denen die Kriegsproduktion noch bis in den Februar 1945 aufrecht erhalten wird.

Der Ausgang des Zweiten Weltkriegs führt wie das Ende des Ersten zur Demontage der Maschinen und zur Umstellung der Produktion auf zivile Erzeugnisse, hauptsächlich Fahrträ-

der, Kugellager, Messer, Industrienähmaschinen und Verpackungsmaschinen, mit denen die nun Industriewerke Karlsruhe-Augsburg (IWKA) genannte Fabrik bereits 1947 die Produktion wieder aufnehmen kann. Auch wenn die IWKA seit den fünfziger Jahren mit Großmaschinenbau einen guten Ruf erlangt, bleiben die kaum aufzuteilenden, für die neuen Aufgaben nur beschränkt geeigneten Räumlichkeiten des Hallenbaus auch in den Jahren des deutschen Wirtschaftswunders nicht voll genutzt. Eine regelmäßige Bauunterhaltung erfährt nur der nördliche Abschnitt, bis sich das Werk mit seiner Produktion schließlich Ende der siebziger Jahre ganz von seinem traditionellen Standort zurückzieht und neue Gebäude im Industriegebiet von Stutensee-Blankenloch bezieht.

Die eingangs geschilderte Wiederentdeckung des Hallenbaus als einmaliges, überregional beachtenswertes Zeugnis von Architektur und Geschichte bedeutete Anfang der neunziger Jahre keineswegs, dass seine Erhaltung gesichert war. Die Suche nach einer ebenso sinnvollen wie finanziell tragbaren und denkmalpflegerisch vertretbaren Lösung für eine

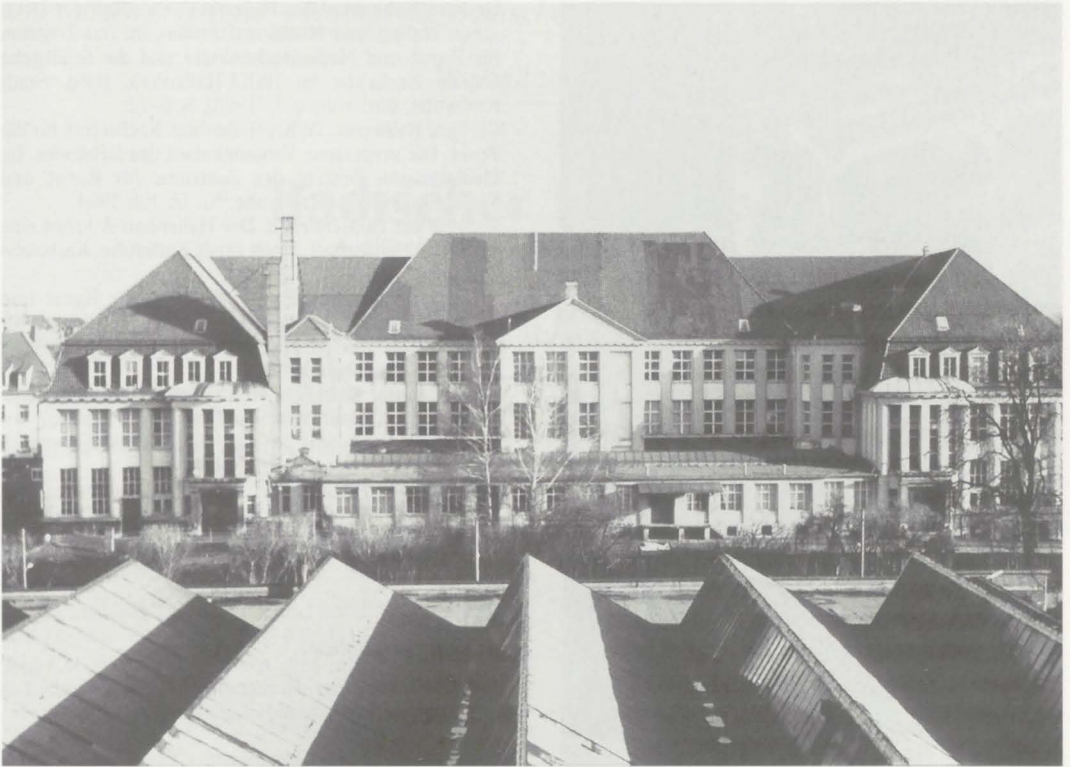


Abb. 10: Das Wohlfahrtsgebäude vor seinem Abbruch 1995, gesehen vom Hallenbau

neue Nutzung mündete immer wieder in einer Sackgasse, ob nun die Umwandlung in ein Parkhaus, in Wohnungen oder ein Kulissenmagazin des Badischen Staatstheaters geprüft wurden. 1992 stand der Abbruchartrag schon auf der Tagesordnung des Gemeinderats, und beinahe wäre es dem Hallenbau genauso ergangen wie dem ehemaligen Wohlfahrtsgebäude, das gegen erbitterten Widerstand einer nicht geringen Öffentlichkeit aus politischen Gründen dem Ausbau der Brauerstraße weichen musste. Dass nach Jahren des Verfalls und der Diskussion 1993 die Weichen für die kulturelle Nutzung des Hallenbaus erfolgte, hatte rein wirtschaftliche Gründe, erwies sich doch der zunächst für das ZKM geplante Neubau nach Entwürfen von Rem Koolhaas für die Stadt als finanziell nicht realisierbar. So schwer der Verzicht auf den Neubau von internationalem Anspruch hinter dem Hauptbahnhof für Karlsruhe auch war, aus denkmalpflegerischer Sicht war die Entscheidung für den Hallenbau als Domizil für das ZKM und die darum gruppier-

ten kulturellen Einrichtungen eine glückliche. Das klare Konzept des Architekturbüros Schweger + Partner für den Umbau, hervorgegangen aus einem beschränkten Wettbewerb, hat sich in denkmalpflegerischer, funktioneller wie ästhetischer Hinsicht bewährt. Dass überdies eine Fabrik, die seit 1872 und vor allem in den beiden Weltkriegen milliardenfach Munition für den Tod auf den Schlachtfeldern lieferte, sich nun in einen Ort innovativer künstlerischer Aktivitäten verwandelt hat, setzt ein hoffnungsvolles Zeichen.

Literaturauswahl

H. Richard: Mitteilungen aus der Maschinenfabrik und deutschen Metallpatronenfabrik von W. Lorenz in Karlsruhe in Baden. In: Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure 27, 1883, S. 539-549.

Wilhelm Franz: Fabrikbauten (Handbuch der Architektur IV, Teil, 2. Halbband, 5. Heft). Leipzig 1923, S. 2-24.
Gustav Adolf Platz: Die Baukunst der neuesten Zeit (Propyläen-Kunstgeschichte Ergänzungsband). Berlin 1927, S. 355, 564.

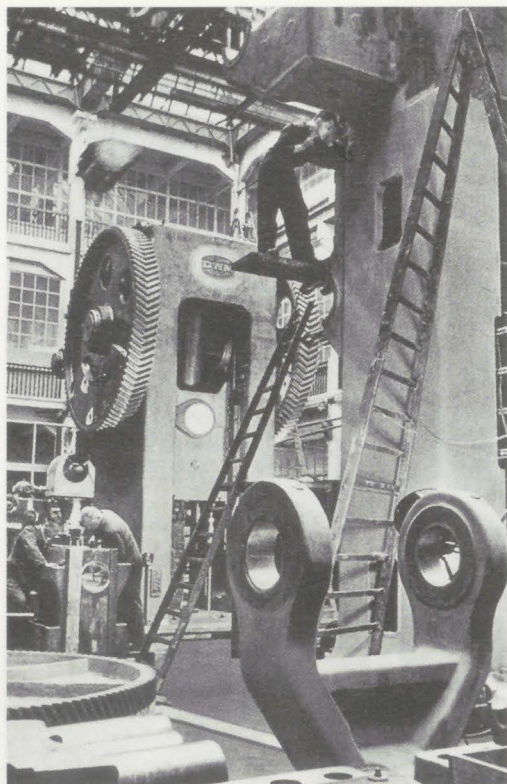


Abb. 11: Das Innere des Hallenbaus kurz vor dem Zweiten Weltkrieg

50 Jahre Deutsche Waffen- und Munitionsfabriken Aktiengesellschaft. Berlin 1939.

Andrea Gnam: Block A der IWKA - Industrierwerke Karlsruhe-Augsburg. In: Industriearchitektur in Karlsruhe. Beiträge zur Industrie- und Baugeschichte der ehemaligen badischen Haupt- und Residenzstadt bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs (Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs Bd. 6). Karlsruhe 1987, S. 105-116.

Leo Schmitt: Imperiale Fabrikarchitektur. Architektonische Formensprache einer Waffenfabrik von 1914 bis 1918. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamts 19, 1990, S. 1-6.

Gerhard Kabierske: Der Hallenbau A als Teil der Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken. In: Das Zentrum für Kunst und Medientechnologie und die Städtische Galerie Karlsruhe im IWKA-Hallenbau. Hrsg. Stadt Karlsruhe. Karlsruhe o. J. (1993), S. 9-12.

Gerhard Kabierske: IWKA-Hallenbau. Nachschub für die Front. Die vergessene Vergangenheit des Gebäudes. In: Mediagramm, Zeitung des Zentrums für Kunst und Medientechnologie Karlsruhe, Nr. 16, Juli 1994.

Jenseits der Brauerstraße. Der Hallenbau A krönt eine neue Stadtlandschaft. Hrsg. Stadt Karlsruhe. Karlsruhe 1997.

Kunstoffabrik im Hallenbau A. Zentrum für Kunst und Medientechnologie, Städtische Galerie, Museum für Neue Kunst, Hochschule für Gestaltung, Hrsg. Stadt Karlsruhe. Karlsruhe 1997.

Kerstin Renz: Zwischen Wohltätigkeit und Geschäftssinn: Philipp Jakob Manz, Architekt und Sponsor des Mädchen-Gymnasiums. In: 100 Jahre Hölderlin-Gymnasium Stuttgart. Stuttgart 1999, S. 63-68.

Kerstin Renz: Billig, rasch, schön. Die Industriebauten des „Blitzarchitekten“ Philipp J. Manz. In: Beiträge zur Landeskunde von Baden-Württemberg Heft 2, April 2001, S. 1-9.

Abbildungsnachweis

Abb. 1: Jenseits der Brauerstraße. Der Hallenbau A krönt eine neue Stadtlandschaft. Hrsg. Stadt Karlsruhe. Karlsruhe 1997, S. 33.

Abb. 2-7, 9, 11: Das Zentrum für Kunst und Medientechnologie und die Städtische Galerie Karlsruhe im IWKA-Hallenbau. Hrsg. Stadt Karlsruhe. Karlsruhe o. J. (1993), S. 24, 26-27, 29-31, 33, 39.

Abb. 8: Wilhelm Franz: Fabrikbauten (Handbuch der Architektur IV. Teil, 2. Halbband, 5. Heft), S. 23.

Abb. 10: Stadt Karlsruhe, Untere Denkmalschutzbehörde.

Anschrift des Autors:
Dr. Gerhard Kabierske
Karlsburgstraße 5
76227 Karlsruhe